

Luxemburg bei St.Vith - und umgekehrt

Nachbargespräch von Fenster zu Fenster

Für ein Jahr zur europäischen Kulturhauptstadt berufen zu werden, ist das eine Ehrung? eine Chance? eine begeisterte oder eine bedrückende Herausforderung? Ein Jahr lang läuten dröhnend die Kultur Glocken über ganz Saar-Lor-Lux, dem alten Auf- und Durchmarschgebiet für Kriege, hörbar bis nach Trier, Metz, Arlon und Eupen. Es könnte eine privilegierte Gelegenheit sein, über die Kultur Utopien zu schaffen, zumindest hatte das mehr als einer erhofft. Guy Wagner (forum 155) ist skeptisch. Er formuliert die Alternative wie folgt: "Ein sogenanntes schönes Programm, das unverbindlich ist", oder: "In die Bevölkerung ein Bewußtsein hineinbringen über die Wichtigkeit der kreativ schaffenden Menschen hierzulan-

de". "Traum oder Alptraum" (G. Wagner) - in einem Jahr wird man bilanzieren können, ob die gewählte Option die richtige war.

Der luxemburgische Löwe im St. Vith Wappen, der gemeinsame Dialekt in der Eifel und im Ösling, über 1000 ostbelgische Grenzgänger nach Luxemburger Arbeitsstellen, für manche die beiderseits der Grenze vorzufindende Unerschütterlichkeit katholischer und vorindustrieller Atavismen, dies sind einige Zeichen der Verbundenheit unserer Landstriche. Und, nicht unerheblich, wir waren nie Kriegsgegner.

Doch die Bezüge gehen über diese Augenfälligkeiten hinaus. Die Luxemburger sind sechsmal zahlreicher als die Ostbelgier. Beide sind "autonom", die einen als Kleinstaat, die andern als Mini-Region. Die Größenverhältnisse sind also eher ähnlich. In der Umgebung von größeren Partnern entwickeln die kleinen Gebilde gern die Verhaltensweisen von jüngsten Geschwistern: Durchsetzungskraft, Zähigkeit, Selbstbewußtsein. Die daraus entspringenden Leistungen lassen häufig aufhorchen.

Wie bei den Luxemburgern, die unbekümmert um den Glanz und die Verbreitung der Nachbarsprachen, die auch im eigenen Land heimisch sind, nämlich Deutsch und Französisch, sich bemüht gefühlt haben, ihre eigene Sprache Luxemburgisch zu proklamieren. Mit Kodifizierung, gesetzlicher Absicherung und einer reichen Literatur.

Oder in Ostbelgien, wo die 1970 proklamierte "Kulturautonomie" zunächst eine beachtliche Kreativität freigesetzt hat. Dabei sind manche originellen Wege beschritten worden. Zur Betreuung der Bereiche zeitgenössische Kunst, Literatur, Musikerziehung, Theater und Ballett wurden Sonderbeauftragte mit weitgehendem Initiativrecht ernannt. Der Journalist und Autor Freddy Derwahl ist für Bücherschreiben freigestellt. Der Kultur bekommt es. Eine ähnliche Chance könnte in den kommenden Jahren die Reform des Unterrichtswesens sein, das ebenfalls zu den autonomen Materien zählt. Und nicht zuletzt wird durch das Zusammenrücken der Grenzregionen und die vielfachen Grenzüberschreitungen manche Lösung in Absprache mit den Nachbarn getroffen, die die Einfallslosigkeit der biedereren Autonomieverwaltung der ersten Stunde hinter sich läßt. "Europa im Labor" nennen es einige.

Natürlich hat die Kleinheit als Synonym von Enge in vielerlei Hinsicht auch lähmende und bedrückende Wirkung. Zu den Indizien der ostbelgischen Armut zählen das Fehlen einer kulturellen Infrastruktur, die Dürftigkeit und Anspruchslosigkeit der Medien, ein nicht ernsthaft zu nennendes Verlagswesen, eine begeisterte Unbedarftheit in entscheidenden Schaltstellen der Verwaltung, das Ganze von einer Kultur des Schweigens und einer Allergie gegen das öffentliche und laute Wort überlagert. Bei so vielen nicht gerade stimulierenden Umfeldbedingungen des kulturellen Schaffens wirkt Luxemburg im Vergleich wie eine bedeutende Steigerung aller Möglichkeiten: eine größere Menschenmenge, dh. mehr Mitwirkende, vier Tageszeitungen, eine Vielzahl von Medien, die Gleichzeitigkeit mehrerer Sprachen, eine Stadt, all das - so stellt man sich hierzulande vor, muß doch in anderer Weise Normalität ermöglichen ... Und doch ist sehr leicht aus Gesprächen mit Luxemburgern herauszuhören, daß die Enge ähnlich empfunden wird, daß nicht wenige sich anderswo niedergelassen haben, daß die öffentlichen Mittel immer unberechenbar sind, daß das Umfeld in ähnlicher Weise zähflüssig und schwer beweglich ist. Und daß sich immer wieder das Problem der Isolation stellt.

Die Frage der Dimension ist nicht unwesentlich. Welches ist die erforderliche kritische Masse - im physikalischen Sinn - die eine belebende Spaltung im amorphen Bewußtsein, eine produktive Reaktion im Labor des menschlichen und gesellschaftlichen Zusammenlebens einer Region zu bewirken vermag?

Angewandt auf Ostbelgien: War das Zugeständnis der Kulturautonomie an diese kleine Region das Ausspucken eines unverdaulichen Kirschkerns? Oder eine Entscheidung im Sinn der menschlichen Grundrechte und der staatsmännischen Weisheit? Oder war es ein berechneter Präventivschlag gegen die pangermanischen Minderheitenbomber, wie sie bis in die 80er Jahre hinein in Südtirol und im Elsaß agiert haben? Anders gefragt: Wie tragfähig ist das Modell Ostbelgien? Hat es überhaupt Zukunft? Und für welche Kultur sollten in einem ländlichen Kleinraum, ohne Metropole und dazugehörige Infrastruktur, die Weichen gestellt werden?

Carlo Schmitz



Und für Luxemburg: Wie kann sich diese Originalität gegen den Trend zur Kulturnivellierung behaupten? Welche Chance, bekannt zu werden, hat eine Literatur, die in dieser Sprache nie hohe Auflagen erreichen kann?

Inwieweit birgt die kleine Dimension nicht auch einen unausweichlichen Zwang zur Selbstgenügsamkeit und damit zur Sterilität?

Klein zu sein schützt davor, Imperialgelüste zu entwickeln, macht zugleich aber ungeschützt.

Luxemburg und Ostbelgien wurden vom Hitler-Faschismus überfallen und einverleibt. Luxemburg hat aus dieser Erfahrung eine wesentliche Grundlage seiner nationalen Befindlichkeit geschöpft. Größten Konsens findet in Luxemburg die Feststellung und Entschlossenheit: "Mir sin keng Preise". Der Widerstand, das Nein zum Faschismus ist eine der wichtigsten Grundlagen des luxemburgischen Nationalgefühls und hat wesentlich zur Option für eine luxemburgische Sprache beigetragen. Weil die Luxemburger Selbstbehauptung auf dieser Grundlage aufbaut, ist sie für jede europäische Ordnung unanfechtbar.

Ostbelgien wurde vom nationalsozialistischen Deutschland annektiert. Dem ging die völkische Propagandaarbeit - auf der Grundlage von Kultur, Sport und Jugendarbeit - voraus, unter intensiver Betreuung des berüchtigten VDA. Die von der Annektion bis 1945 währende Waffenbrüderschaft und ideologische Gemeinsamkeit hat im Bewußtsein der Gegend nachhaltige Folgen gezeitigt. Erst jetzt beginnt man - wie sich überraschend bei den Gedenkveranstaltungen zur Befreiung vor 50 Jahren erwies - die Frage zu thematisieren. Die Faschismus-Diskussion, wie sie in den Nachkriegsjahrzehnten in Deutschland geführt wurde, hat in Ostbelgien noch nicht eingesetzt. Daher eine heftige Abversion bei den meisten, und bei einzelnen eine unaussprechliche Blauäugigkeit und Unbeholfenheit in den ersten Ansätzen einer solchen Betrachtung. Bester Beleg dafür sind die St. Vither Peinlichkeiten und Stolperungen zur Gestaltung des Gedenkens in diesem Jahr.

Und auch in anderer Hinsicht wurde der Mangel jeden Schutzes in Ostbelgien offenbar. Die seit 1987 offen mit verschwenderischem Kultursponsoring operierende, pangermanisch orientierte, von einem bekennenden Neo-Nazi gegründete Niermann-Stif-

tung aus Düsseldorf hatte auch vor 1987 bereits ihre Fangarme nach Ostbelgien ausgestreckt und dort unter höchster Geheimhaltung gesudelt und ermutigt. Erst 1994 - 7 Jahre nach der ersten Aufdeckung - sprach die Regierung in Eupen die Empfehlung aus, kein Geld mehr zu nehmen, als die Fakten, d.h. hauptsächlich eine Veränderung der Gesinnungslandschaft, bereits geschaffen waren. Beachtlich aber bleibt: es ist das erste offizielle Veto, das dieser trüben Firma in ihrem europaweiten Wirken entgegengesetzt wurde. Die gerichtliche Verurteilung des Eupener Journalisten und Autors Derwahl ("mangelnde Beweise" für seine Reportagen über die Niermann-Stiftung, nach Meinung des Gerichts) sowie der anstehende Prozeß gegen die Literaturzeitschrift KRAUTGARTEN und deren Herausgeber könnten das öffentliche Nachdenken weiter fördern.

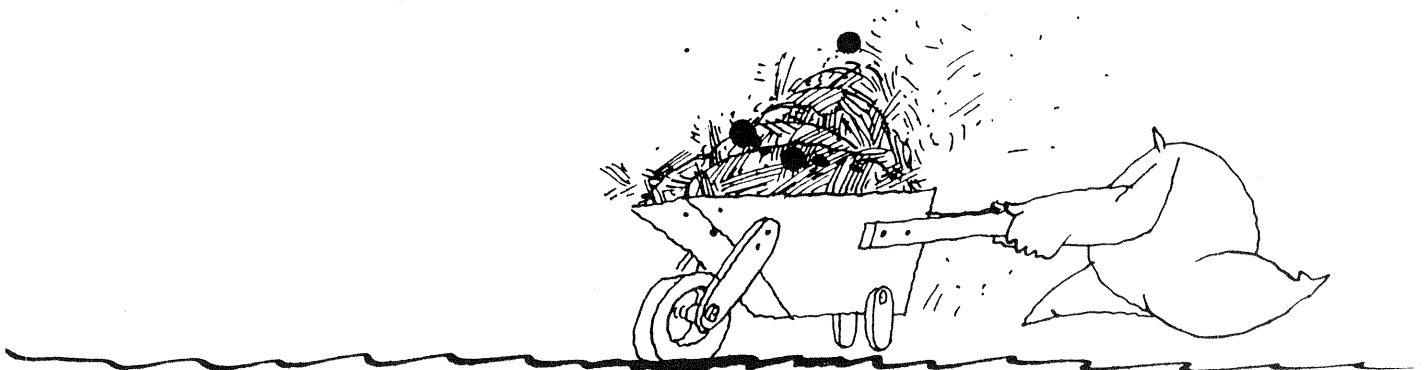
Was will der Dichter sagen?

Erlebte Unterdrückung ist ebenso wie positives Erleben geeignet, Persönlichkeit zu prägen und Konturen zu meißeln, - auch im Falle von Ländern und Regionen. Zuerst wird man sich klar, was man nicht ist. Die Luxemburger 'si keng Preise', die Ostbelgier - "die bestgeschützte Minderheit der Welt", wie es im vollmundigen Regierungsjargon heißt - sind keine Heimzuholenden. Gerade mit ihrer Parole der "Kulturturnation", die staatenübergreifend sei, sind die ostbelgischen Völkischen bei den klar und laut Denkenden aufgelaufen. Die Zwangsjacke des weltumspannenden Deutschtums, wie es im symphoniereifen Zusammenklang vom VDA, von der Niermann-Stiftung und von der rechtsradikalen Grazer "Aula" propagiert wird, weist so starke Ähnlichkeiten mit der Kultur-Wühlarbeit der Vorkriegsjahre auf, daß auch der Unbedarftere die Zusammenhänge und die Richtung erspüren kann. Im Augenblick ist zwar noch das Erschrecken über die leichte Käuflichkeit der meisten Kultur- und Denkerkreise vorherrschend, aber warum sollte nicht langfristig auch diese Affäre, unter der bislang im idyllischen Ostbelgien hauptsächlich gestöhnt wurde, sich als Gelegenheit zu einer Besinnung auf Wurzeln und Orientierung erweisen?

Wer bin ich? Was sind wir? Was verbirgt sich unter dem Etikett "deutschsprachige Belgier"? Wir gelangen zwangsläufig zum leidigen Stichwort "Identität".

Ingo Jacobs schrieb dazu (in KRAUTGARTEN 24): "Ein Gros der Menschen meint heute noch mit Identität: Positives, Gegebenes; etwa so: Gott schwenkte

Carlo Schmitz



den Ontologie-Hammer. Identität entsteht aber nur über Negation: 'Sag mir, wer du nicht bist, und ich sag dir, wer du bist.'

In seinem Konzept für das Hauptstadtprogramm forderte Guy Wagner, unter Berufung auf die Tatsache, daß Luxemburg kein kulturelles Erbe im Sinn alter Metropolen besitzt, freie Fahrt für eine schöpferische Kultur. Dasselbe müßte für Ostbelgien gelten. So könnte eine ostbelgische Identität zunehmend sichtbar werden, unter Einbeziehung aller Impulse der vorhandenen Menschen, Sprachen und Kulturen. Das heißt eine radikale Absage an völkische und letztlich rassistisch bestimmte Konzepte.

Die treffendste Definition hörte ich von Roger Manderscheid: "eppes!", und dabei suggerierte er mit den Fingern der rechten Hand ein Tasten, Suchen, Erfühlen, - das hieß: es gibt sie schon, die Identität, etwas ist sie sicherlich, aber zugleich ist sie undefinierbar, nicht in Worte zu fassen. Wo man zu formulieren beginnt, droht der Kanon, die einengende Gesetzmäßigkeit, die Jagd auf das Nichtkonforme.

Noch einmal Ingo Jacobs: "Geheißen hatte es (in der Stellungnahme eines früheren ostbelgischen Politikers) sinngemäß: Die deutschsprachenden Menschen im Osten Belgiens seien wohl als Belgier zu bezeichnen, aber mit dem Zusatz 'Deutsch-', also 'Deutschbelgier', weil sie - da sie ein Deutschsprechensein sind - zur 'Deutschen Kulturation' gehören (...). Ist also ein Wallone ein Französischbelgier, ein Flame ein Niederländischbelgier? Bald heißt es dann auch sicher Deutschschweizerdeutscher, Deutschösterreich (...). Eine Sprache sprechen hat kein Sein, ist kein EineSprachesprechen-sein, so à la: In welches Nest bitteschön wurde dieses Ei gelegt? So wie das Nest aussehe, soll das Ei benannt werden, wird dann bestimmt. Warum? Sind Ei und Nest nicht schon zwei voneinander Unterschiedene? Ist ein deutschsprechender belgischer Afro-Europäer auch ein Deutschbelgier? Ach so ... (...). 'Deutsche Kulturation' kann heute nichts anderes meinen als die geistig-kulturelle Vereinigung aller deutschsprachenden Menschen - unter Ausschluß derer, die äußerlich irgendwie undeutsch, heute vielleicht eher: unmitteleuropäisch und also fehl am Platz sind. Von der 'Deutschen Kulturation' ist es nicht mehr weit bis zum neurechten Begriff 'Ethnokultur' (Homogenität des 'Volks-körpers'), die - genetisch bedingt (Biologismus) - völlig unterschiedliche Moral- und Wertvorstellungen entwickelt, und es somit für neurechte Ideologen nötig macht, 'kulturrelativistische' Betrachtungsweisen zu entwickeln. Das ist Rassismus, sonst nichts" (KRAUTGARTEN Nov. 1994).

Die Haltung gegenüber den Ausländern, den Zugezogenen, den Angehörigen anderer Sprachen und Kulturen ist ein Gradmesser für das Selbstverständnis einer Region oder eines Landes. Läßt Fremdheit sich messen und objektiv definieren? Oder ist die Einschätzung der Einheimischen entscheidend?

Schon ganz im Sinne der zensierenden "political correctness" formulierte das Programm der ostbelgischen Autonomistenpartei 1983 verräterisch in bezug auf Ausländer: "Die kulturelle und sprachliche

Integrität des Aufnahmelandes muß in jedem Fall gewährleistet bleiben. Niemand darf sich in seiner Heimat als Fremder fühlen".

"Fühlen": Hier wird also dem individuellen Befinden das Wort geredet. Ab wann "stören" Ausländer? Wo liegt die Schwelle: ist es die Verwendung einer anderen Sprache, das Tragen eines Kopftuches, die Einrichtung eines Treffpunkts, das Begehren nach einer Messe in der eigenen Sprache, der Wunsch nach Schulen... Die Entscheidung darüber liegt diesem Programm zufolge anscheinend beim diffusen Volksempfinden. Ich möchte nicht ausdenken, wie sich die Bevölkerung bei dem real gegebenen ideologischen Bodensatz verhielte, wenn tatsächlich eine beträchtliche Anzahl Ausländer hier wohnte.

Von den in Luxemburg lebenden Menschen sind 33 % Ausländer, was nicht dazu führt, daß das Vorhandensein von Ausländern wöchentlich Schlagzeilen in der ausländischen Presse macht. Im Lande sind Deutsch, Französisch und Luxemburgisch als Sprachen üblich. Die meisten Luxemburger sprechen mehr als eine dieser Sprachen. Die Sprachen koexistieren landesweit.

In Ostbelgien bestand lange vor der Autonomie die Weichenstellung, in der Schulerziehung die Erlernung des Französischen und die Aufgeschlossenheit für Fremdsprachen zu fördern. Anders jedoch als in Luxemburg gilt in Belgien das Territorialrecht. Das Land ist offiziell dreisprachig; vier Sprachgebiete - das sind drei einsprachige und Brüssel als zweisprachiges - kohabitieren unter der Klammer der Verfassung und der konsitutionellen Monarchie. Die Regionalisierung Belgiens war eine unfriedliche Scheidung, nicht ein Bekenntnis zum Reichtum der Vielfalt. Die Sturheiten in den sprachlichen Regelungen sind sprichwörtlich, Kulanz und Flexibilität gibt es selten, so als stellten die jeweiligen Sprachgebiete voreinander geschützte Reservate dar. Ständige Spannungen und nach Belieben abrufbare Regierungskrisen sind die Folgen, die man fast fatalistisch in Kauf nimmt.

Und doch hat sich - unter dem Eindruck der mörderischen Folgen des Nationalismus an anderen Orten Europas und der Welt - ein belgisches Wir-Gefühl halten können, das vielleicht nirgends so stark ist wie in der deutschsprachigen Region. Man empfindet das Land als spannend, es bietet Krisen und Skandale ebenso gut wie erhabenes Erleben. Die Kunst der Improvisation, das Laissez-faire, der praktische Sinn, der Sinn für Lebenskunst und -genuß - auf diese tatsächlichen oder eingebildeten Eigenschaften und Neigungen hält man sich allgemein viel zugute.

In Ostbelgien hat die Autonomie zunehmend den Drang bestärkt, die Enge durch Austausch und Grenzüberschreitung zu weiten, damit die kleine Dimension mit ihren eingeschränkten Ressourcen und Möglichkeiten nicht im Kollaps ende. Internationale Kontakte und Programme sind an der Tagesordnung. Wie leutselig dabei die verschiedenen Internationalismen einander begegnen können, erwies sich noch im letzten Herbst, als Minister-Präsident Maraite in Budapest an der europäischen Minderheitenkonfe-

Wo man zu formulieren beginnt, droht der Kanon, die einengende Gesetzmäßigkeit, die Jagd auf das Nichtkonforme.

renz teilnahm, deren logistische Infrastruktur (PCs...) von keinem Geringeren als der Niermann-Stiftung gesponsert war. Es gibt einen Wettlauf der Tendenzen, europäisches Netzwerk zu bilden.

Die Erkenntnis scheint sich durchgesetzt zu haben, daß nur in der Ausweitung der Region, im Brückenschlag und Austausch mit allen Nachbarn Zukunft für die Region liegt. Dieser Zwang ist ein heilsames Gegengift zum Mief und zum Sektengehabe, das darin besteht, immer auf Sonderlage zu pochen und Sonderregelungen auszutüfteln.

Beim Aufbruch, um 1970, wurde täglich der Choral "Minderheit Minderheit" intoniert. Dann wurde es "Autonomie Autonomie". Zur Zeit wird die Gemeinschaft beschworen.

Was kommt dann ? Endlich die Nüchternheit, der Alltag, der Realismus ? Vielleicht die Erkenntnis, daß jene Bereiche, die wirklich einer Absicherung im Sinne der Gleichheit der Bürger und der Menschenrechte bedurften, hinlänglich geregelt sind und zu ihrer Wahrung allenfalls einen Ombudsmann rechtfertigen ? Ist ein staatsähnliches Gebilde mit aufgeblähtem Apparat erforderlich, um die Sonntagsmesse und die Beichte in der Muttersprache, die Verfügbarkeit von Papieren und Formularen auf Deutsch, Schulwesen, Ausbildung und Krankenbetreuung in Deutsch zu garantieren ?

Es liegt eine fatale Unbestimmtheit in der Luft, eine fin-de-siècle-Witterung. Das ostbelgische Jahrhundert begann unter einem deutschen Kaiser und Kriegstreiber, wandelte sich belgisch, marschierte unter dem Hakenkreuz und fand in der zweiten Jahrhunderthälfte einen institutionellen Rahmen im Belgien der Regionen und Gemeinschaften. Wohin entwickelt sich die Autonomie ? Würde man das Prinzip der belgischen Autonomismen europäisch hochrechnen, ergäbe das eine Vielhundertzahl von Regionen. Europa als Zukunftskonstrukt ist nur sinnvoll, wenn

es die Nation als Ordnungsprinzip hinfällig macht und eine umfassende menschliche und berufliche Mobilität ermöglicht.

Was macht unsere Substanz aus ? Sieht man von den eher anfälligen, wandelbaren politischen Ordnungsprinzipien ab, so bleibt uns hauptsächlich der blinde, aber auch glückliche Zufall der Geographie, für Luxemburg wie für Ostbelgien, die Nachbarschaft mit zwei potenten Kultur- und Sprachgebieten und die Herausforderung, sich im kreativen Schaffen - ohne Minderheiten- und Exotenbonus - unter den gleichen Bedingungen zu behaupten, wie sie andere Kulturschaffende und Autoren zu bewältigen haben. Es bleibt der Reichtum der Sprachen, die vielschichtige historische Erfahrung, die Leichtigkeit, sich gleichwohl anders in der Welt heimisch zu fühlen. Diese Schiene sollten wir als Nachbarn pflegen.

In Luxemburg hat die Literatur es geschafft, sich eine minimale Geltung im öffentlichen Raum zu verschaffen: ein Schriftstellerverband, eine vernünftige Einrahmung mit öffentlichen Auftritten, Preisen, Veröffentlichungsmöglichkeiten bei Verlagen und in Zeitschriften. Der Querschnitt des literarischen Schaffens weist eine solide Streuung der Gattungen auf, ein zuversichtlich stimmender Eindruck also von St. Vith und Eupen aus gesehen.

Eine vergleichbare gesellschaftliche Organisation der literarischen Schaffensbedingungen wird in Ostbelgien wohl kaum zu verwirklichen sein. So werden wir uns mit dem Wesentlichen, dem alles Entscheidenden begnügen: vernehmliche Stimmen zu sein, ohne daß es auf die Anzahl ankommt, mit Antennen zu den Nachbarorten Lüttich, Brüssel und Antwerpen, Aachen, Maastricht und Köln, Trier und Mainz, Luxemburg, Baslieux und Straßburg. Unsere Literatur - mit den Namen Sous, Derwahl, Gillesen, Schaus, Jacobs - wird auch weiterhin mit ihren liebenswerten Charakteristika: dem Verzicht auf Anbiederung, der Vorliebe für die "schwierige" Lyrik, der Freude am Diskurs, am Widerstand und Widerwort und an der (auch ungefragten) Stellungnahme, im Raum stehen und wirken so weit ihre Substanz trägt, in Ostbelgien und möglichst darüber hinaus.

Bruno Kartheuser

Carlo Schmitz

